

Der europäische Krieg [Schluss]

Autor(en): **Bovet, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **15 (1914-1915)**

PDF erstellt am: **28.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-764010>

Nutzungsbedingungen

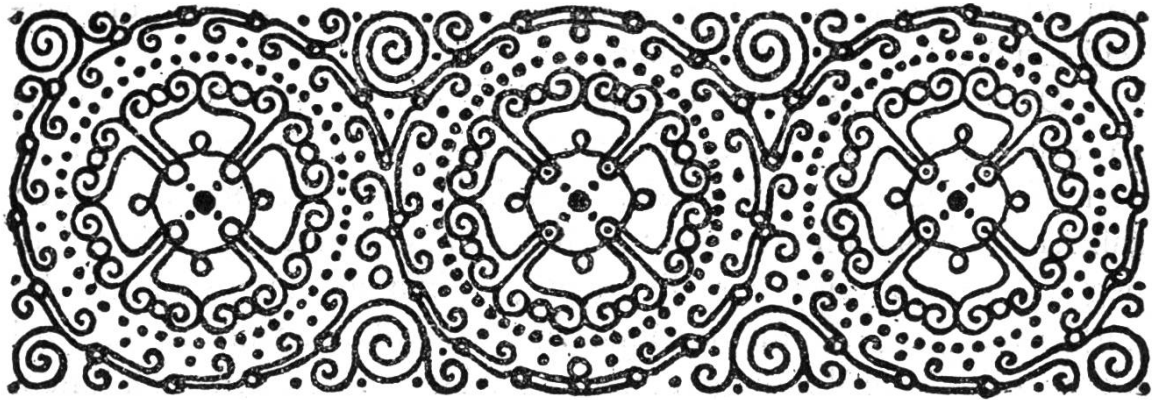
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



DER EUROPÄISCHE KRIEG

XV.

VON ENGLANDERN UND ENGLAND.

Warum sollte ich es nicht bekennen? Jahrelang ist mir, wie so vielen andern, England als das „perfide Albion“ vorgekommen. Woher das kam, wüsste ich nicht bestimmt zu sagen; zum Teil wohl aus einzelnen Kapiteln der Geschichte, die einem jugendlichen Gemüte besonders auffallen: Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen, Napoleon auf St. Helena; aus der Literatur; aus der gewöhnlichen Auffassung des Festlandes; wohl auch aus einigen Prügeleien, die wir als Knaben mit Engländern ausfochten, weil sie in Sprache, Kleidung und Auftreten so sehr von uns verschieden waren... Wie dem auch sei, jahrelang erlaubte ich mir, über England ein hartes Urteil zu fällen, bis eines Tags jemand zu mir sagte: „Es ist doch merkwürdig: über England kannst du bloß schimpfen; die einzelnen Engländer und Engländerinnen dagegen, die du persönlich kennst, bewunderst du immer wieder wegen ihrer Originalität, ihrer Ehrlichkeit, ihrer Freiheitsliebe und ihrer glücklichen Mischung von Realismus und Idealismus“. Die Kritik war so treffend, dass ich sofort eine Revision meiner Urteile einleitete. Leider war es mir bis jetzt nicht vergönnt, England selbst zu besuchen, was doch die erste Bedingung wäre zu einer Beurteilung von Volk und Regierung; eine andere Lücke meiner Bildung ist noch beschämender: die englische Sprache kann ich nur mit Mühe lesen, und gar nicht sprechen. Immerhin habe ich allmählich doch gemerkt, dass sogar die englische Politik, wie so viele Dinge auf dieser Welt, sich

von verschiedenen Standorten aus betrachten lässt, die ganz verschiedene Perspektiven ergeben.

Deshalb freute mich der Artikel Zimmermann (vom 1. Dezember) so sehr, der mit echt englischem bon sens die Sachen einmal von West nach Ost betrachtete. Der Artikel hat auch stark gewirkt; zahlreiche Zustimmungen sind eingelaufen, und auch einige Entgegnungen, so dass wir die heutige Nummer hauptsächlich der englischen Frage widmen können.¹⁾ Der aufmerksame Leser wird hier verschiedene Meinungen finden und darüber nachdenken können.

Ich will bloß eine allgemeine Frage berühren, deren hohe Bedeutung und Schwierigkeit daraus erhellt, dass sie schon oft, und beinahe sprichwörtlich, nach ganz entgegengesetzten Richtungen beantwortet wurde. Viele sagen: Die Völker haben immer die Regierungen, die sie verdienen. Und andere behaupten, man müsse streng zwischen den Menschen, die ein Land bewohnen, und der Regierung dieses Landes unterscheiden. Beide Auffassungen lassen sich mit Beispielen belegen und widerlegen. Wäre die erste Auffassung richtig, so hätten wir Schweizer seit etwa drei Jahren ganz bedeutende Fortschritte gemacht, von denen ich aber nicht viel merke. Und stimmt die zweite Auffassung, so denke ich an die letzte Session des Nationalrates und fühle mich als Wähler tief beschämt, dass der Bundesrat so viel höher und edler dastand, als die Vertreter des Volkes. . .

Es besteht offenbar eine intime Beziehung zwischen dem Menschen als solchem und dem Menschen als Bürger, wie auch zwischen den Bürgern und ihrer Regierung; sie wechselt aber je nach den Ländern und je nach den Zeiten, so dass kein Schlagwort zutreffen kann. Bald ist der Bürger dem Menschen überlegen, und bald umgekehrt; bald geht die Regierung voran und bald das Volk. Immerhin wäre es ein psychologisches Wunder, wenn ein Volk, das, wie die Engländer, im Kultus der Wahrheit erzogen wird, stets eine Regierung hätte, die Lüge und Betrug zum System erhebt; und ein politisches Wunder wäre es, wenn eine solche Regierung dieses System seit Jahrhunderten ungestraft gepflegt hätte. Aus eigener Erfahrung wissen wir ja, dass wenige Jahrzehnte der Realpolitik genügt haben, um unsere Volksseele arg zu schädigen. Wer sich diese Frage stellt, kommt notwendig zum Schlusse, dass

¹⁾ Einige Einsendungen müssen wir auf die nächste Nummer verschieben.

das Urteil des europäischen Festlandes über England wahrscheinlich zu revidieren ist, und dass diejenigen, die am Biertische erklären: „England ist an allem schuld“, vielleicht etwas summarisch vorgehen.

Dass Deutschland über England sehr aufgebracht ist, begreift man leicht; als Deutscher würde ich kaum anders fühlen. Als Schweizer jedoch weiß ich, dass wir von England nur immer Gutes erfuhren, und dass die Engländer von jeher unsere vornehmsten Gäste waren.

Und eines noch: seit fünf Monaten haben viele Hunderttausende ihr Leben für die Freiheit des Vaterlandes hingegeben. Was auch die Feinde einander an Egoismus und niedrigen Absichten vorwerfen mögen, wir wissen, dass jedes Volk für hohe Werte kämpft, die sich jetzt im Blute verjüngen und die alle materiellen Opfer überreichlich lohnen. Wir wissen es und scheinen es doch immer zu vergessen; vom Kriege, der ja auch für uns gefochten wird, kennen wir die Greuel nicht; sollten wir nicht mit etwas größerer Ruhe die ökonomischen Schwierigkeiten ertragen, die aus dem Weltkrieg auch für unser Ländchen entstehen? Man fragt mit bitterm Ernst: „Wohin steuern wir?“ Andere Länder, sogar das kleine Serbien, wissen genau wohin sie steuern: durch blutige Opfer nach nationaler Würde.

Ach ja, wann kommt der Frühling übers Land?

XVI.

OFFENER BRIEF AN FERDINAND AVENARIUS.

HOCHVEREHRTER HERR!

Schon öfters haben mich Artikel von Ihnen im *Kunstwart* auf die Idee geführt, Ihnen, obschon ich nicht die Ehre habe, Sie persönlich zu kennen, meine Bewunderung offen auszusprechen. Jetzt lese ich Ihre Antwort an Carl Spitteler und kann der Versuchung nicht länger widerstehen.

Von den bedeutenden Männern in Deutschland, die seit dem Monat August das Wort ergriffen, und deren Worte wir, Europäer, sonst dankbar lasen, haben die Meisten versagt; der Aufruf an die Kulturwelt war schlimmer als eine verlorene Schlacht. Aber Sie, verehrter Herr, Sie haben, ohne auf Ihr Deutschtum irgendwie zu verzichten, Worte gesprochen, die unsern Verstand erleuchten, unsere

Herzen bewegen, und unser Vertrauen zu Deutschland wieder stärken. Wenn in jedem Kulturvolk auch nur ein halbes Dutzend Männer wie Sie sich aufrufen und dem Sturm des Hasses die Stirne bieten, dann dürfen wir aus dem Kriege einen Gewinn für ganz Europa erhoffen.

Es kommt ja nicht darauf an, dass wir Alle dieselben Ansichten haben, sondern darauf, dass wir, bei eigener fester Überzeugung, die Überzeugung der andern achten. Hauptsache ist, bei verschiedenen Farben, dieselbe Qualität. Da können wir von einander lernen, auch ohne einander zu überreden. Dazu braucht der edelste Mensch eine Selbstüberwindung, die keine Schwächung, sondern im Gegenteil eine Läuterung und eine Stärkung bedeutet. Auf diese Weise wird jeder einzelne zu einem harmonischen Klang in einem höheren Akkord. Das ist Ihnen gelungen; aus Ihrem Briefe an Carl Spitteler strömt eine ethische Größe, die wirksamer ist als Logik und Beredsamkeit; sie ist an sich bereits eine Tat, eine Bejahung; und dafür danken wir Ihnen von Herzen, wir Alle, die wir zu unserem Schmerze von Deutschland aus mit so vielen billigen Behauptungen überschüttet werden.

Dass es in einem kriegführenden Volke äußerst schwierig ist, diese hohe Warte zu erreichen, ersehe ich daraus, dass sogar in der friedlichen Schweiz so viele versagten. Um so wirksamer wird Ihr Beispiel sein.

Und gerade weil Ihre Überzeugung Sie nicht hindert, andere zu verstehen, will ich Sie auf eine Gefahr aufmerksam machen, die gewiss ohne Ihr Wissen und Wollen in Ihrem Briefe steckt. Sie sprechen öfters vom „Volkstum“ und wenden sich dabei an die *deutschen* Schweizer („denn wir sind *eines* Volkstums mit Euch“), und Sie verlangen von ihnen das Sich-Einleben, die Liebe, nicht bloß die Wertschätzung.

Dieses Argument des Volkstums muss ich zugleich einschränken und erweitern. Nämlich so: ohne jeden anthropologischen Exkurs zu wagen, der ja die Relativität des Begriffes Volkstum, als Unterschied zwischen Alemanen und Burgundern, beweisen würde — will ich einfach betonen, dass wir Schweizer dem Worte „Volkstum“ ein gewisses Misstrauen entgegenbringen, sobald es von einem Nachbarlande (ob Frankreich oder Deutschland) herüberklingt; wir wittern immer dahinter die Gefahr einer Trennung, von der wir

nichts wissen wollen. Unter uns sprechen wir ja täglich von Welschen und Suisses allemands; und necken einander; nach außen jedoch treten wir geschlossen auf, als Vertreter eines und desselben Ideals. Sie haben in Deutschland selbst ganz ähnliche Erscheinungen. So ist es unvorsichtig, an die *deutschen* Schweizer zu appellieren; da schließen diese sich nur enger an die Welschen an; und umgekehrt ebenso ¹⁾. Zwar gibt es bei uns einige Liebhaber, die diese meine Auffassung lebhaft bekämpfen werden; sie haben dicke Bücher über Rassentheorien gelesen . . ; unser Volk liest diese Bücher nicht; sein Volkstum ist die schweizerische Demokratie.

Mag auch oft der Fremde das nicht recht verstehen, er sollte sich gewöhnen, immer nur von Schweizern zu sprechen; und da gehe ich auf einmal weiter als Sie; gerade weil ich (unter uns) ein geborener Welschschweizer bin, sage ich: auch die Welschschweizer haben auf vielen Wegen von Deutschland Vieles bekommen, auf das sie nicht verzichten möchten. Es ist keine Schmeichelei an Ihre Adresse und auch keine Verleugnung der lateinischen Kultur, die ich als Knabe am Genfersee in mich aufnahm, wenn ich zu Ihnen sage: Bis nach Genf reicht die deutsche Kultur, im schönsten und edelsten, das sie zu geben hat! Manch einer unter uns kann kein Wort deutsch, der in seiner Lebensauffassung doch etwas hat, das ihn scharf von Frankreich differenziert und das er eben jener Schweizerseele verdankt, die das Romanische und Germanische unzertrennlich verbindet. Unzertrennlich und in eigenartiger Weise; es ist keine Mischung, es ist etwas Neues, das wir noch viel weiter entwickeln wollen.

Wer sich also an die *deutschen* Schweizer wendet, der erweckt nicht bloß Misstrauen, der schadet gerade denjenigen unter uns, die oft in schwerem Kampfe für das Beste im deutschen Wesen eintreten. Dass wir uns bei dieser Arbeit nichts diktieren lassen, dass wir nach eigener Art auswählen und verarbeiten, das ist selbstverständlich; wir sind eben die Pioniere eines neuen Europa, und von dem, was Frankreich, Deutschland und Italien in wunderbarer nationaler Arbeit leisten, nehmen wir und behalten wir, was europäischen Wert besitzt.

Sie sprechen von der Notwendigkeit des Sich-Einlebens, der Liebe; mit vollem Rechte. Das ist es gerade: wir, Schweizer, wir

¹⁾ Man lese in diesem Hefte den Artikel: *L'écusson vaudois*.

erleben den Krieg Deutschlands *und* Frankreichs. Das ist unsere Tragödie, dass wir mit bebendem Herzen und doch mit gekreuzten Armen einem Kampfe zuschauen müssen, von dem unsere eigene Existenz abhängt; und ich denke hier nicht an die Existenz des Staates, an seine Freiheit; nein, ich denke an unser höchstes Ideal, an das, was uns zu Schweizern macht, an die Schweizerseele, die von ihren Bergen weit in die Länder nach Völkerfrieden ausschaut und heute nur rauchende und blutige Trümmer sieht. *Dieses* Erleben, und *diese* Liebe wühlen unsere Seele auf. Der Hass brächte uns die Trennung, den Tod; wir können nur lieben und verbinden.

In Deutschland sowohl wie in Frankreich führen die große Gefahr und das Beispiel der Helden an der Front zu einer Umwertung aller Werte; zu einer Wiedergeburt des Idealismus mitten in den Brutalitäten des Krieges. In der Schweiz geht es, begreiflicherweise, viel langsamer zu; doch glaube ich bestimmt, dass auch bei uns ein Umschwung sich vorbereitet. Indem wir uns selbst besser erkennen und enger aneinander schließen, arbeiten wir für den großen Frieden.

Den Frieden kann niemand beschleunigen, der bittere Kampf muss ausgefochten werden; die Stunde des Friedens wird aber kommen, und auf diese Stunde müssen wir gerüstet sein, wie die klugen Jungfrauen, die auf den Herrn warteten. In den Schmerzen und im Jammer reift ein neuer Glaube; die Männer, die in allen Ländern den Krieg verschuldeten, sie werden durch ihr eigenes Werk gerichtet. Und von Männern wie Sie, hochverehrter Herr, wird die Geschichte sagen, dass sie das Heiligtum gerettet haben.

Wir glauben; wir glauben nicht an *ein* Volk, an *eine* Rasse, sondern an die Aufgabe der Menschheit; wir glauben an den Genius, der in langen Jahrhunderten aus dem Höhlenbewohner einen Bauern, einen Bürger, einen Denker bildete; wir glauben an den Geist; ihm dienen wir, mitten im Sturm der entfesselten Instinkte; in ihm werden wir uns wiederfinden, ob Romanen, ob Germanen, als Menschen.

Ihnen, dem Germanen, sendet ein Romane diese Worte des Glaubens, „über die Grenzen“, als einen dankbaren Gruß.

ZÜRICH

E. BOVET

